

Kapitel 1

Knast und Lebenswandel

Wirre Gedanken schwirrten durch meinen Kopf und ich wälzte mich schlaflos in meiner Koje. Immer wieder hörte ich die freundliche, aber doch zynische Stimme des Richters:

»20 Monate Gefängnis!«

Ich konnte es nicht glauben, dass wir wegen ein paar Tonscherben fast zwei Jahre hier im griechischen Knast sitzen sollten!

Ich war total übermüdet, mit rotgeränderten Augen, als die Wecksi-rene ertönte, und war froh, dass die Nacht mit meinen tristen Gedanken vorüber war.

Schnell stürmten wir wie artige Kinder in den Waschraum, um unsere Morgentoilette zu erledigen. Die Prügel und Misshandlungen, die wir nach der Flucht von Franz erhalten hatten, taten ihre Wirkung. In den zwei Wochen, die wir nun schon im Gefängnis von Vollos einsaßen, hat sich die Lage ein bisschen gebessert, denn wir wurden nicht mehr geschlagen. Oft dachte ich an Fredis Freundin Agnes, die schuldlos im Frauengefängnis saß.

Gegen Mittag musste Fredi plötzlich zum Gefängnisdirektor, dabei ahnte ich nichts Gutes. Als er nach einer halben Stunde zurückkam, war seine Miene zwar ernst, aber nicht trübe. Er erzählte mir, dass er vom früheren Innenminister Hermann Höcherl besucht wurde, der uns garantierte, bald frei zu kommen. Ferner erzählte er mir, dass die Flucht von Franz erfolgreich verlaufen und er heil in Deutschland angekommen war.

Ich konnte das Gehörte kaum glauben! Doch Fredis Worte ließen langsam einen Hoffnungsschimmer in mir aufkeimen. Fredi überreichte mir fünf Briefe aus der Heimat, doch einer davon fesselte sofort meine Aufmerksamkeit – es war der Brief von Franz. Er schrieb:

Lieber Gangerl,

ich habe es geschafft, es war aber ein harter Weg in die Freiheit!

Wir werden hier alles tun um Euch da rauszuholen. Den Innenminister Hermann Höcherl hat schon Fredis Vater eingeschaltet und Gerhard Schmid von der EU aus Straubing ist auch verständigt worden. Soviel ich weiß hat sich auch unser Ministerpräsident Franz Josef Strauß eingeschaltet. Inwiefern sie etwas für Euch tun werden, entzieht sich meiner Kenntnis. Ich war einige Stunden beim Staatssekretär Dr. Max Fischer in Cham und der wird auch alles Mögliche für Euch in die Wege leiten um Euch da rauszubekommen. Fast zwei Jahre im griechischen Knast sitzen, das ist ja undenkbar!

Nun zu meiner Geschichte:

Als ich an der Kreuzung aus dem Auto gesprungen war, rannte ich um mein Leben. Noch nie zuvor bin ich so gerannt, als wäre der leibhaftige Teufel hinter mir her! Mein Glück war, dass an der Kreuzung viele Leute standen, da dort gerade ein Markt stattfand. Im Zickzack, wie ein Hase, preschte ich durch die Leute. Ich habe mich nicht einmal nach meinen Verfolgern umgedreht, aber ich nahm mir vor, wenn ich eine Hand im Genick spüre, schlage ich wild um mich!

Irgendwann war dann die Luft raus. Ich hechelte wie ein Hund, ich konnte einfach nicht mehr weiter. Willig wartete ich auf das Klicken der Handschellen, das aber ausblieb. Meine Verfolger hatten schon eher schlapp gemacht und aufgegeben. Daraufhin machte ich mich schleunigst aus dem Staub.

Kopflös, mit rasendem Herzklopfen, irrte ich sinnlos durch die Straßen. Plötzlich merkte ich, dass ich auf einem Müllplatz unter einer Brücke gelandet war. Ich verkroch mich in eine Ecke und musterte die Lage.

Einige Gammler suchten auf dem Müll nach etwas Brauchbarem und plötzlich kam mir die Idee, mich auch umzusehen, denn ich wurde mit meiner Bekleidung sicherlich in der Fahndung beschrieben.

Am Abend machten sich ein paar Abgestürzte ein Feuer, um etwas zu kochen. Da ich Hunger hatte wie ein Wolf, näherte ich mich vorsichtig der Gruppe, traute mich aber nicht ganz hin, denn für eine Flucht brauchte ich Abstand.

Plötzlich stand einer auf, kam langsam zu mir und quatschte mich auf Griechisch an. Meine Flasche, die ich in der rechten Hand hielt, um sie zur Not ihm über den Schädel zu hauen, die sah er nicht. »Germanos, Germany« sagte ich und klopfte mir dabei auf die Brust. Er nahm mich am Ärmel und zog mich zu der Gruppe. Als er mich als Deutscher vorgestellt hatte, sprach mich einer seiner Kumpel perfekt in meiner Landessprache an. Er hatte Jahre lang in Deutschland als Gastarbeiter gearbeitet. Als erstes wollte er wissen was ich hier in ihrem Reich zu suchen hatte. Da mir nur Vertrauen zu ihnen weiterhelfen konnte, habe ich ihm meine komplette Geschichte erzählt. Nach kurzer Absprache mit seinen Freunden, sagte er zu mir: »Wir werden dir helfen!«

Zuerst bekam ich etwas zu Essen, dann wurden die Kleider getauscht und plötzlich war ich einer von ihnen. Alexis hatte Geld von seinen Kumpels gesammelt, damit ich meine Frau in Deutschland anrufen konnte. Gisela fiel am anderen Ende in Deutschland aus allen Wolken, als ich ihr meine Lage erklärte. Schon am übernächsten Tag saß sie im Flieger mit einem Zweitpass für mich.

Es bedurfte noch eines zweiten Anrufs, denn wir mussten Erkennungsmerkmale der Kleidung ausmachen. Alex wollte sie am Flugplatz in Empfang nehmen. Sein Merkmal war ein langer schwarzer Mantel und schwarzer Schlapphut.

»Mein Gott« dachte ich mir, den lassen die nie in die Flugplatzempfangshalle rein, so wie der aussieht. Meine Frau hatte einen rosaroten Hut auf zu einem pink-lindgrünen Kostüm.

Gisela erkannte ihn sofort und folgte ihm zu einem Zeitungsstand, wo sie heimlich kurze Anweisungen von ihm erhielt.

Wir waren uns sicher, dass meine Frau bei ihrer Ankunft beschattet werden würde. Kreuz und quer ging es also durch die Stadt, in ein Kaufhaus rein und hinten wieder raus, was sich einige Male wiederholte.

Und dann endlich, abends gegen 22 Uhr, hielt ich überglücklich mein Weib in den Armen. Wir stellten das kleine Zweimannzelt, das sie mitgebracht hat, bei einer Kiesgrube auf. Wahrscheinlich habe ich meine Holde noch nie so innig geliebt.

Meine neuen Freunde kümmerten sich die nächsten Tage fürsorglich um uns, nachdem ich sie für ihre aufopfernde Hilfe reichlich entlohnt hatte. Inzwischen hatten sie herausbekommen, dass eine Großfandung nach mir ausgelöst worden war. In den Zeitungen, im Radio und sogar im Fernsehen wurde nach mir gefahndet. Ich konnte nicht begreifen, warum sie wegen mir einen solchen Aufstand machten. Ich bin doch kein Schwerverbrecher!

Wir waren uns alle einig, der Rückweg nach Deutschland mit dem Flugzeug ist ausgeschlossen. Auch den Straßenweg über die Grenze nach Albanien konnten wir uns abschminken, da Willi und Hans an der Grenze auf das Peinlichste gefilzt wurden. Wie Gisela mir erzählte, wurde ihr Wagen fast zerlegt. Wenn sie nur das kleinste Stück im Auto mitgeführt hätten, wären sie auch hinter schwedische Gardinen gewandert. Also der einzige Weg, der uns machbar erschien, war der über die Grenze in die Türkei.

Inzwischen war ich von Kopf bis Fuß auf das Neueste eingekleidet und ich sah aus wie der perfekte Playboy. Alex kaufte die Tickets und dann kam die Verabschiedung, die mir ehrlich an die Nieren gegangen ist. Ich habe geweint. Solche Freunde findet man kein zweites Mal!

Hatte ich mich an das Versteckspiel schon gewöhnt, bekam ich am Bahnhof doch weiche Knie. Ich brauchte erst mal ein Bier. Da der Mut noch nicht genug war, noch ein Zweites. Dann aber wollte ich es mit dem Teufel aufnehmen. »Ich muss hier raus!« dachte ich mir. Als ich in meinem Abteil saß fühlte ich mich schon besser, meine Frau saß zwei Abteile weit weg von mir. Als wir die Grenze erreichten, wuchs der Adrenalinspiegel sprunghaft an. Zwei Stunden standen wir schon an der Grenze, dann

bin ich ausgestiegen, um die Lage zu checken. Sofort sah ich, dass die Waggons extrem kontrolliert wurden.

Plötzlich schickte man mich wieder in den Waggon zurück. Der ist aber noch nicht kontrolliert worden. Ich zog also meine Jacke aus, verließ den Waggon am Hintereingang und zündete mir eine Zigarette an. Wieder kam einer auf mich zu und machte Andeutung, in den Zug zurückzukehren. Lächelnd deutete ich auf meine Zigarette und ging an ihm vorbei, machte umständlich meine Zigarette aus und sah aus den Augenwinkeln, wie die Kontrolle mein Abteil betrat. Lässig stieg ich in das Abteil daneben, das schon kontrolliert worden war und sperrte mich ins Klo ein. Gespannt vor Aufregung hätte ich mir bestimmt in die Hosen gemacht, wenn ich nicht schon auf der Schüssel gesessen hätte!

Als der Zug endlich abfuhr, hatte ich Angst, dass man das Plumpses des Steines hört, der mir vom Herzen fiel. Erst nach der türkischen Kontrolle war dann endlich die Anspannung weg. Und ich habe zum ersten Mal richtig glücklich gekotzt. In Istanbul stand ich dann nochmal unter Anspannung, als wir den Flieger nach Deutschland bestiegen, aber alles ging gut.

So lieber Gangerl, das war meine Odyssee und ich hoffe, dass es Euch nicht allzu schlecht geht. In Roding läuft schon eine Unterschriften-sammlung für Euch, dass die in Athen sehen, ihr seid rechtschaffene Bürger.

Halt die Ohren steif, hier wird alles getan für Euch.

Dein Freund Franz

Einige Wochen später bekam ich einen Brief von Franz' Frau, der mich regelrecht zutiefst erschüttert hat. Mein Freund Franz ist beim Drachenfliegen tödlich abgestürzt. Er hat den gleichen Fehler wie ich zwei Mal zuvor gemacht und sich nicht am Drachen eingehängt. Bei ihm reichten zehn Meter aus, mich brachten fünfunddreißig Meter nicht um.

Der Rest des Tages und die folgende Nacht waren deswegen ein Wechselbad der Gefühle. Zum Einen erfreute mich die Aussicht, bald frei zu sein, doch zum Anderen pochte das Drama um Franz in meinem Kopf. Da hatte er eine atemberaubende Flucht hingelegt, die filmreifen Charakter hat, doch dann kam der Tod.

»Scheiße! Scheiße! Scheiße!!!« schrie ich auf einmal los und erzeugte einen Zellenaufruhr. Ziemlich schnell standen einige meiner Mithäftlinge mit finsternen Blicken um meine Koje und drohten mir scheinbar. Ich wurde vom Wachpersonal abgeführt. Mein Gedanke war, »auweh, jetzt gibt's Hiebe.« Als ich aber meinem Strafergericht erklärte, dass mein Bruder gestorben war, verfloss die Bestrafung in eine Ermahnung.

Wieder zurück in meiner Zelle fasste ich den Entschluss, mein Leben zu ändern. Wie in einem Film flog meine Vergangenheit an mir vorüber und meine Gedanken schweiften um sieben Jahre zurück, zum 25. September 1975. Dieser Tag sollte mein ganzes Leben umkrepeln, denn mein Lieblingspruch »Träume nicht dein Leben, sondern lebe deine Träume« sollte sich bewahrheiten.

Da ich schon längere Zeit begeisterter Segler war, trieben sich Heinz und ich mit unserem FD, eine Regattajolle namens »Flying Dutchman«, auf bayerischen Regattabahnen herum. Einige Zeit lang hatte ich schon festgestellt, dass mich die schönen Hochseeyachten von Jahr zu Jahr mehr interessierten. Aber die Preise für diese Objekte waren halt für meinen Geldbeutel überhaupt nicht tragbar. Trotzdem sah ich mich im Geiste schon auf so einem tollen Schiff zu fernen Traumzielen und neuen Horizonten segeln.

Wie gerufen kam da, dass gerade Deutschlands größte Bootsmesse stattfand. Da musste ich natürlich unbedingt hin! Zwar glaube ich nicht fest an Gott, aber ich bin sicher, dass er mich manchmal lenkt. Was macht also dieser weise Herr? Er führte meine Schritte auf der Bootsmesse direkt an einen Bücherstand, an dem er meinen Blick auf ein Buch mit dem vielsagenden Titel »Yachten zum Selbstbauen« fallen ließ. Gebannt schweiften meine Blicke über die Seiten, die zusehends mein Interesse weckten. Einige hundert Boote waren darin beschrieben, vom Sechsmeterboot bis hin zur kotzig-angeberisch luxuriösen Hochseeyacht. Ich kaufte das Buch.

Tage und Nächte verbrachte ich bereits mit dieser äußerst interessanten Lektüre. Eigentlich wollte ich nur ein paar Jahre über die Weltmeere schippern, doch mir schoss immer wieder ein für mich sehr weiser Spruch durch den Kopf, der mein langweiliges Dasein total veränderte:

»Du weißt nicht, wie die Blumen duften, kennst Arbeit nur und Schuften. So gehen sie hin, die schönsten Jahre, auf einmal liegst du auf der Bahre, und hinter dir da grinst der Tod – kaputtgerackert, du Vollidiot!«

Und somit war es mir dann glasklar:

»Gangerl, du baust ein Schiff und steigst für immer aus!«

Also setzte ich meine Idee um und ließ sie zur Obsession werden. Ich entschied mich, natürlich typisch Deutsch, für ein Schiff, das gleich zwei Nummern zu groß für einen Einhandsegler ist. Die Kenntnisse aus meinem Beruf als Kunstschmied brachten mir aber, wie sich später noch zeigte, viele Vorteile beim Bau. Meine zukünftige Yacht, mit der ich die Welt erobern wollte, war im Buch aus Aluminium, fünfzehn Meter lang, vier Meter breit, mehr als zehn Tonnen schwer. Sie trug den Modellnamen »Hydra«. Gierig sog ich das Bild in mich auf und hatte es Tag und Nacht in meinem Kopf.

Mein Enterprise-Feeling nahm ganz schnell krankhafte Formen an, meine Zukunftspläne standen auf einmal explizit vor meinen Augen. Es formte sich in mir zu einem Bewusstseinszustand und der hieß »die große Freiheit«. Dazu brauchte ich aber eben dieses Schiff! Jedoch war mein Wissen über den Schiffsbau gleich Null und so dachte ich mir

»Wer nicht wagt, der nicht gewinnt.«

Ich verfüge nicht über ein besonders großes Maß an intellektueller Größe, aber mit meinem umfangreichen handwerklichen Allgemeinwissen traute ich mich dennoch an diese gewaltige Herausforderung heran. Meine Firma lief gut, die Abläufe waren seit langem eingespielt, warum sollte ich mich nicht einer neuen Aufgabe stellen? Meine Mutter sagte mir immer:

»Sobald du in einer Sache Meister geworden bist, solltest du in einer neuen Sache Schüler werden.«

Derartige Sprüche von klugen Leuten waren immer schon ein Leitfaden für mein Leben und meine Mutter war eine sehr weise Frau. Ich konnte zu diesem Zeitpunkt allerdings noch nicht erahnen, wie gewaltig dieses Projekt noch ausarten würde. Bevor ich die Pläne bestellt habe kamen

mir jedoch große Bedenken.

»Ich alleine soll ein Schiff mit mehr als zehn Tonnen bauen? Ob das nicht zu fett ist?«

Doch ich wischte die Bedenken vom Tisch. Ich hatte mir eine eigene Firma aufgebaut, die gut lief, mein Leben war nur so mit Erfolgserlebnissen gespickt und ich sagte mir:

»Gang, das packst du!«

Und schon häuften sich die Motivationsschübe für mein zukünftiges Leben. Pläne und Ziele standen klar vor meinen Augen. Das Leben kann ja auch so viel mehr bieten als Schuftten, prahlerisch mit Geld um sich schmeißen, teure Autos fahren und angeberische Urlaubsreisen zu vollziehen. Oder was noch schlimmer ist, stundenlang vor der Glotze sitzen und den Anschluss zum Leben verpassen. Das alles sind Dinge, die nicht in meinen Kopf passen.

Nur vierzehn Tage später waren die Pläne im Haus. Ich schlug mir die Nächte um die Ohren, um mich mit der unwahrscheinlich aufwendigen, neuen Materie »Selbstbau Yacht« auseinanderzusetzen. Ich war der Erste, der den »Hydra«-Plan der Firma Reinke-Yacht in die Tat umsetzen sollte. Obwohl es kein eigener Riss von Herrn Reinke war, sondern der eines Ingenieurs aus Kanada, fand ich eine Reihe von Fehlern in den Plänen, worauf ich ihn zu seiner Dankbarkeit auch aufmerksam machte. Ich entschloss mich anschließend, das Boot nicht aus Aluminium zu bauen, sondern aus Stahl, da ich mich mit dieser Materie auch besser auskannte.

Zunächst hob ich im Hof meiner Schmiede im Dezember 1975 ein knapp drei Meter langes und eineinhalb Meter tiefes Loch aus. Nun konnte ich auch mit der ersten Arbeit an meiner eigenen Segelyacht starten.

Zuerst wurde aus 8 mm Stahlplatten der Kiel gefertigt und am 31. Dezember 1975 war es dann schon soweit: Der Kiel war im Boden verankert und ein lustiges Bleigießen konnte an Silvester beginnen. In zwei großen Schmelztöpfen wurden in den Essen meiner Schmiede fünf Tonnen Blei geschmolzen und in den Kiel gegossen. Jede Nacht, jeden Samstag, oft auch sonntags, wurde am Schiff gearbeitet. Da ich selbstständig war und in meiner Kunstschmiede vier Angestellte beschäftigte, konnte ich nur in meiner Freizeit am Schiff arbeiten.

Nicht selten schluckte ich Captagon-Tabletten zum Aufputschen, um nicht im Stehen einzuschlafen. Das war zur Umsetzung dieses Projekts nötig, denn häufig kam es zu einem Tagespensum von 18 Stunden.

Mit den Monaten wuchs die Konstruktion und bald waren alle Spannen auf die Bodenwrangen geschweißt. Die Konstruktion ähnelte einer abgenagten Fischgräte. Viele Menschen fragten mich oft erstaunt, was ich denn da baue. Besonders Neugierigen gab ich zur Antwort: »Eine Abschussrampe für eine Mondrakete!« Als nach und nach die Beplanung folgte, war allen dann doch klar: Der Gangerl baut ein Schiff.

Bald reihten sich die Kritiker aneinander, die alles besser zu wissen schienen und mir als Schiffsbaulaien nichts zutrauten. Ich las einmal einen sehr passenden Spruch:

»Kritiker gleichen Eunuchen, sie wissen es genau, aber sie können es nicht.«

Dann ging auch das Gerücht um, dass ich schon vier Jahre später um die Welt segeln würde. Ich hatte aber eines nicht bedacht: Der Mensch denkt und Gott lenkt. Und so sollten zwölf Jahre vergehen, bis der Traum von der Weltumsegelung Wirklichkeit werden konnte.

Anfangs schritt der Bau flott voran. Ich arbeitete wie ein Pferd, denn ich wusste, irgendwann könnte ich in ein Motivationsloch fallen. Die Leidenschaft darf nie versiegen, denn Lustlosigkeit ist ein sicherer Vorbote des Scheiterns. Da aber Pausen erlaubt sind, restaurierte ich nebenbei in meiner Freizeit noch einige Oldtimer und kaufte ein Hotel mit Restaurant, Tennisplätzen und Schießanlage. Ich putschte die verwahrloste Anlage auf und machte einen Publikumsrenner daraus. Oft holte mich nachts um 22 Uhr ein Anruf meiner Freundin aus dem Schiff, mit den Worten:

»Gang, wenn du nicht gleich kommst, gehen deine Gäste wieder heim.«

Nach gut drei Jahren war ich dann aber dem Zusammenbruch nahe und verkaufte die Anlage wieder mit Profit. Die Belastung mit Kunstschmiede, Hotel, Schiff, Sport und Freizeit, war auf Dauer zu groß.

Als ich durch den Verkauf wieder mehr Luft hatte, gab ich in meiner bescheidenen Freizeit sportlich richtig Gas. Nicht selten spielte ich am

Sonntag um 5 Uhr morgens Tennis, um 9 Uhr war ich an der Wasserskischanlage in Straubing, um 13 Uhr flog ich mit meinem Flugdrachen vom Kaitersberg im Bayerischen Wald und fand mich schließlich um 17 Uhr in meinem Segelclub ein. Ich war hyperaktiv und ein Adrenalin-Junkie, dass es sogar meiner jungen Freundin oft zu viel war. 1977 wählte man mich auch noch zum Faschingsprinz für die Saison 1978. Als Geschenk für meine aufopfernde Hingabe meiner majestätischen Pflichten belohnte mich das Schicksal mit dem nettesten Mädchen aus meiner Garde, die sieben Jahre lang meine Freundin war.



Fasching 1978: Faschingsprinz Gangerl wirbelt die Damen durch die Luft

Nach einiger Zeit Pause widmete ich mich wieder intensiv dem Schiffsbau. Als angehender Weltumsegler ohne jede Ahnung, musste ich mich auf meine große World-Challenge vorbereiten. Also fuhr ich monatelang ein Mal wöchentlich nach München, um den BR-Schein, heute SKS für Sportküstenschifferschein, zu machen. Den praktischen Teil dieser Prüfung absolvierte ich in Caorle am Mittelmeer. Da ich der Überzeugung war, schon ein perfekter Kapitän zu sein, lud ich gleich vier Freunde zu einem Segelabenteuer ein. Um 16 Uhr erhielt ich mein Küstenschifferpatent ausgehändigt und schon um 20 Uhr verließen wir den Hafen mit einer Najade 900 zur ersten Nachtfahrt in Richtung Cattolica.

Die unzähligen Lichter der umher schwirrenden Fischerboote machten mich in dieser Nacht ziemlich nervös, aber die erste Episode verlief ohne Zwischenfälle. Nach einem Tag Erholung im Hafen startete ich zum zweiten Hit meiner Seglerkarriere: Ohne Kenntnisse von Funk und Astronavigation segelten wir zwei Tage lang schräg über die Adria nach Split im damaligen Jugoslawien. Einziges Navigationsinstrument war der Kompass am Schiff. War es Dusel oder Glück, wir trafen die Einfahrt des Hafens exakt.

Als 1979 eine Chartergesellschaft auf St. Lucia in der Karibik eine Basis eröffnete, schlug ich gleich mit fünf meiner Freunde zu und charterte eine Peterson 44. In den darauffolgenden Jahren charterte ich auch Yachten an der Ostsee, in Spanien, Frankreich, Griechenland und der Türkei.

1981, nach dem Verkauf meiner Gaststätte, fuhr ich Weihnachten mit meiner Freundin zum Skifahren und Drachenfliegen nach Österreich. Mit neuen Skiern bewaffnet stürzte ich mich in den vereisten Steilhang. Der Biss meiner Blizzard-Ski war beeindruckend und ich tanzte wie der Ski-Champion Alberto Tomba den Berg hinunter. Als ich bei zwei wartenden Skifahrern Halt machte, hörte ich die Bemerkung

»du, der foahrt fei guat.«

Mit stolzgeschwellter Brust stürzte ich mich daraufhin kamikazehaft den steilen Abhang hinunter. Es folgte, was folgen musste, es zerriss mich in der Luft. Bei der Landung stellte ich mir den linken Ski in das rechte Knie, sodass der Lebenssaft nur so spritzte. Eilig wollte ich meine Fahrt fortsetzen, aber das Knie hielt nicht mehr stand und ich kippte wieder um. Das Blut lief in Strömen und so kam leichte Panik in mir auf. Da ich nicht auf die Bergwacht warten konnte, weil ich bis dahin wohl verblutet wäre, presste ich den Daumen auf die Wunde und fuhr mit einem Ski ins Tal. Als man mir unten angekommen den Fuß abgebunden hatte, kam auch schon der Hubschrauber, der mich ins Unfallkrankenhaus bringen sollte. Endresultat: Innenband und Pulsader waren durchtrennt. Zwei Tage später brachte mich mein »Hasi« Liane im Wohnmobil liegend aus Österreich heraus bis in das Rodinger Krankenhaus.

Dort besuchten mich gleich Freunde, die mir die Mitteilung unter die Nase rieben, dass beim Fredy, meinem Zellengenossen in Griechenland,

tags darauf eine Silvesterparty stattfinden sollte.

»Verdammte Hornochsen, aber nicht ohne mich!«, sagte ich mir im Stillen.

Ein Anruf in meiner Werkstatt genügte, um in den Besitz des passenden Werkzeuges zu kommen, mit dem ich das Kippfenster demontieren konnte. Gegen 22 Uhr an Silvester hievten mich zwei meiner Freunde aus dem Fenster und über die Leiter aus dem ersten Stock des Krankenhauses hinunter. Großes Hallo entstand, als ich auf der Party erschien. Gegen 4 Uhr morgens brachte man mich dann wieder zurück in meine Zwangsanstalt.

In dieser Nacht war mir ein Drachen als Nachtschwester zugeteilt, Spitzname »Beißzang«, die mein Fehlen festgestellt hatte, und so wurde ich morgens natürlich beim Chefarzt verpetzt. Da ich aber auf Klasse lag und der Chefarzt ein Fan meines Lebensstils war, verlief sich der Tadel zu einem Grinsen. Gelohnt hat es sich für mich allemal.

Noch im Krankenhaus las ich das neue Drachenflieger-Magazin, in dem ein neuer Wunderdrachen von der Firma UP aus Amerika vorgestellt wurde. Nach kurzem Telefongespräch mit dem Schweizer Generalimporteur saß ich ohne Erlaubnis des Krankenhauses mit meinem Freund Franz im Auto und wir fuhren in die Schweiz. Da mein Fuß noch eingegipst war musste Franz den neuen UP fliegen. Er war total begeistert, eine richtige Drachenflieger-Sensation war den Amis mit diesem Vogel gelungen. Obwohl es der einzige Vorführdrachen war, musste ich ihn unbedingt haben! Da ich das Geld schon dabei hatte, legte ich den Preis dafür auf den Tisch und schon war er meiner.

Wieder frei von meinem Gefängnis Krankenhaus, war in der nächsten Zeit nicht an Bootsbau zu denken. Jede freie Minute hing ich am Wunderdrachen und kreiste mit den Vögeln in den Lüften. Als im Altmühltal die Oberpfalzmeisterschaft stattfand, glaubte ich der Topfavorit mit meinem neuen Wundervogel zu sein. Leider tat sich wegen lauer Windverhältnisse nichts und so setzte ich mich in das Wirtshaus. Ich saß gerade bei der zweiten Halbe Bier und einer Brotzeit, als ich einen Drachen über der Startrampe schweben sah.

»Verdammt, der Aufwind ist da« und ich verschluckte mich fast. Wie

ein geölter Blitz startete ich zu meinem Drachen, der noch aufgebaut in der Wiese lag. Ungeduldig, daraufhin sogar stinksauer auf die Schläfer, die vor mir an der Startrampe standen, wartete ich auf meinen Abflug.

Als ich endlich an der Reihe war, rannte ich ohne Liegeprobe los ins Leere. Ein eisiger Schreck durchfuhr mich innerhalb von Millisekunden, ich war nicht eingehängt! Die Arme streiften über die Seitenstangen des Trapezes und ich stürzte 35 Meter ohne Drachen in die Tiefe. Auf dem mit Bäumen und Moos bewachsenen, steilen Abhang schlug ich mehrere Male auf und blieb bewusstlos liegen. Obwohl mir kein Mensch die geringste Überlebenschance gab, rührte mich zum Glück keiner an, bis der Rettungsdienst eintraf. Drei Monate musste ich daraufhin mit starker Gehirnerschütterung und Halskrause im Gipsbett liegen. Drei angebrochene Rückenwirbel, eine total durchschlagene Hüftpfanne und ein gebrochener Knöchel, das rechtfertigt schon einen Krankenhausaufenthalt. Im Gipsbett liegend mit genageltem Fuß, an dem ein schweres Gewicht hing, kam erst nach Wochen die Erinnerung zurück.

Meine Aussichten waren denkbar schlecht. Die Wahrscheinlichkeit, dass ich ein Krüppel bleiben würde, war groß. Der Gedanke, lebenslang behindert zu sein und niemals wieder richtig gehen zu können, ließ mich an Selbstmord denken. Jeden Tag führte ich einen Feldzug gegen mich selbst und sagte mir:

»Damit das Mögliche entsteht, musst du das Unmögliche versuchen!«

Im zweiten Monat hatte ich schon Hanteln und andere Trimmgeräte in meinem Zimmer. Als ich nach siebzig Tagen von meinem Gipsbett befreit wurde, arbeitete ich wie verrückt an meinem knochigen Unterkörper. Obwohl noch bettlägerig, verließ ich heimlich das Krankenhaus mit Krücken und machte einen Stadtbummel. Resultat: Das Rote Kreuz musste mich von der Bordsteinkante auflesen, an der ich zusammengebrochen war.

Da ja auch meine Psyche wieder ins Lot kommen sollte, buchte ich noch im Krankenhaus mit sechs Freunden einen Segelurlaub in der Ägäis.

Zwei Wochen nach der Krankenhauserlassung saßen Agnes, Fredy, Franz und ich schon im Flieger nach Griechenland. Zwei Drachenfliegerfreunde wollten in Piräus zu uns stoßen, die mit dem Auto unterwegs

waren. In Athen übernahmen wir die Yacht, die in einem miserablen Zustand war. Bevor wir auslaufen konnten, mussten wir aber erstmal den mitgebrachten Anlasser einbauen und die Segel nähen.

Nach dem Auslaufen war unser erster Ankerstop in der Bucht von Kap Sounion, auf dessen Bergspitze der Tempel des Poseidon steht. Das Wasser war warm und glasklar. Da ich ein exzellenter Freitaucher bin, für den 25 Meter Tiefe kein Hindernis darstellen, hatten wir bald einige antike Amphorenstücke an Bord, die auf dem Meeresboden herumlagen. Auf Karos hatte ich einige Jahre zuvor bereits einige kleine Tongefäße in einem verlassenen Gebäude entdeckt und sie unter Steinen im Meer versteckt. Als wir zu dieser Stelle kamen, fand ich die Gefäße tatsächlich noch auf, wunderschön mit Röhrenwürmern und Muscheln bewachsen. Erfreut über meine Funde nahm ich sie an Bord und dachte mir nichts Böses dabei. Bei der Rückgabe des Bootes warnte ich meine Freunde, diese Scherben gut in den Seesäcken zu verstecken, damit wir nicht am Flugplatz in Schwierigkeiten geraten. Die Griechen sind bei solchen Sachen extrem empfindlich. Wie empfindlich sie sind, sollten wir nur kurze Zeit später am eigenen Leib erfahren.

Ich kümmerte mich inzwischen um die Bootspapiere, während meine Freunde die Tonstücke, für alle gut sichtbar, an Deck in ihren Seesäcken verstauten. Schwachsinnig! Eigentlich hatten wir uns bei den paar Scherben überhaupt nichts gedacht, sollten sie doch nur ein Souvenir für uns sein. Wir verabschiedeten uns von Willi und Hans, die mit dem Auto nach Athen gekommen waren und fuhren mit dem Taxi zum Flugplatz.

Nach der Passkontrolle wurden wir auf einmal von Polizisten verhaftet und saßen wenige Stunden später schon im Polizeigefängnis von Athen. Der Eigner unserer Chartersyacht hatte die Scherben an Bord gesehen und dies sofort dem Zoll gemeldet.

Drei Tage lang versuchte ich vergeblich, die deutsche Botschaft anzurufen und konnte mich jedes Mal nur mit dem Anrufbeantworter unterhalten. Meiner Bitte um einen Rückruf kam man nicht nach. Weitere drei Tage später wurde eine Schnellverhandlung angesetzt. Wir waren sicher, dass wir auch ohne Rechtsanwalt und Botschaft mit einer Geldstrafe davonkommen würden. Umso länger wurden unsere Gesichter, als der deutschsprachige Richter uns mit lächelnder Miene zwanzig Monate

Gefängnis aufbrummte. Die Staatsanwältin sprach von großangelegtem Antiquitätenraub der Ausländer in Griechenland.

Franz war nahe an einem Nervenzusammenbruch, kniete weinend vor dem Richter und bat um Milde. Das Rübenschwein sagte lachend

»zwanzig Monate gehen schnell vorbei.«

Als wir zur Überführung, bewacht von vier Polizisten, zwei vorne und zwei hinten bei uns, wieder in der Grünen Minna saßen, sah ich im Gesicht von Franz, dass er etwas plant. An einer Kreuzung stieg der mir gegenüberstehende Bewacher aus und so war nur noch einer im hinteren Abteil neben Franz. Bei der nächsten Kreuzung gab es eine große Menschenansammlung wegen eines Marktes. Ich beobachtete Franz und mir war klar, »jetzt haut er ab«. Kurz zischte es auch durch mein Gehirn, »ich gehe mit«. Aber dann siegte die Vernunft, denn durch mich sind meine Freunde in die Scheiße geraten und sollte die Flucht von uns beiden gelingen, würde man mich in Roding wahrscheinlich steinigen.

Franz saß an der Rückfront und ihm gegenüber der Bulle. Plötzlich sprang Franz auf, ich öffnete blitzschnell die Tür und Franz konnte aus dem Polizeitransporter entkommen. Der hinter ihm her stürzende Wächter stolperte über meinen absichtlich ausgestreckten Fuß und landete hart auf dem Asphalt. Der Bulle neben dem Fahrer hetzte hinter Franz her und der mit der Bauchlandung ebenfalls. Ich sah noch wie Franz im Hasenzickzack in der Menge verschwand. Plötzlich stand der Fahrer mit gezogener Waffe vor uns und verhinderte, dass wir auch wegliefen. Nach einiger Zeit kamen die Jäger ohne Beute zurück, Franz konnte tatsächlich flüchten. Aus lauter Wut über den Misserfolg wurden wir noch auf der Straße mit Gummiknüppeln wie Hunde traktiert und wieder hinein in die Minna geprügelt.

Im Polizeigefängnis angekommen wurden wir in ein unmenschliches Verlies gesteckt, ohne Licht und Verpflegung. Wir durften nicht einmal zur Toilette gehen und mussten unsere Notdurft in der Zelle verrichten. Drei Tage vegetierten Agnes, Fredi und ich in diesem Zwei-Pritschen-Appartement vor uns hin. Unser Recht auf die Kontaktierung der Deutschen Botschaft gewährten sie jeden Tag, doch wir hatten keinen Erfolg mit unseren Anrufen. Immer war der Anrufbeantworter eingeschaltet und ich bat jedes Mal um dringende Hilfe.

die Woche

14. Jahrgang / Nr. 35 Donnerstag, 3. September 1981 Einzelpreis 1.— DM R 5822 CX

Die regionale Wochenzeitung — unabhängig — kritisch — mutig

Böses Urlaubs-Ende in Griechenland 20 Monate Gefängnis für Taucher Schatzsucher floh aus Polizei-Auto

Abenteuerlustig sind sie alle, die Männer vom 1. Oberpfälzer Drachenfliegerclub Steinerbrück e. V. Doch was die hartgesottenen Oberpfälzer, bei denen neben dem Fliegen das Tauchen mit zu den liebsten Hobbys zählt, heuer in Griechenland erlebten und noch erleben müssen, hat ihre Lust an nervenkräbblenden Abenteuerreisen gewaltig gebremst. Mit aus dem Meer getauchten antiken Gegenständen wurden die drei Männer und ein Mädchen von der griechischen Polizei erwischt und umgehend zu Freiheitsstrafen von 20 Monaten verurteilt. Nur einem von ihnen gelang es nach dem harten Urteilspruch, mitten in Athen aus einem Polizeiwagen zu fliehen und in der Menge unterzutauchen. Er hatte genug von ein paar Tagen in einem griechischen Untersuchungsgefängnis und war nahe am Durchdrehen. Seine Frau schmuggelte ihn außer Landes. Die beiden anderen verurteilten Männer und das Mädchen schmoren weiterhin in einer Zelle, und keiner weiß, ob sie die ausgesprochene Strafe in voller Länge absitzen müssen oder nicht. An so ein schlimmes Ende des Abenteuerer-Urlaubs auf dem Meer hatte keiner aus der Regensburger Drachenflieger-Schickleria auch nur im Traum gedacht.

Initiator der Kreuzfahrt in Griechenland mit einer gehäuterten Yacht war der in der gesamten Oberpfalz wie ein bunter Hund bekannte Kunstschmied Wolfgang Clemens aus Roding. Der „Gangerl“, wie ihn seine Freunde nennen, hat schon zahlreiche Unternehmungen

Fortsetzung auf Seite 4

Titelseite von »die Woche« vom 3. September 1981

Drei Tage später wurden wir in ein Sammellager überstellt. Dort waren wir mit 22 Menschen, Ratten, Kakerlaken und anderem Tierzeug sowie unermesslich viel Müll in einem Raum eingepfercht und warteten auf unsere Verlegung in die Gefängnisse. In dieser Nacht nahm sich ein Mann das Leben, indem er sich die Pulsadern aufschneidete. Es herrschte Ausnahmezustand!

Schließlich wurden wir in ein Gefängnis nach Vollos überführt. Wir hausten dort mit zwölf Mann in einer Zelle, aber das war leidlich erträglich. Zwar waren Schwulitäten und Schlägereien an der Tagesordnung, aber uns ließ man in Ruhe. Wir drehten zwei Mal am Tag unsere Runden über den Gefängnishof und bohrten in der restlichen Zeit mit unseren Augen Löcher in die Knastdecke. Die Nächte vergingen in einem von Albträumen geplagten Dämmerzustand. Agnes brachte man in ein Frauengefängnis, wir hatten keine Ahnung wie es ihr erging.

Laufend versuchten wir die Deutsche Botschaft zu erreichen, doch die Schweine hüllten sich in ignoranten Schweigen. Nach fast drei Wochen erschien völlig überraschend der frühere Innenminister Hermann Höcherl, der immer wieder in Schiedsgerichten eingesetzt wurde. Er machte uns große Hoffnungen, dass wir bald frei sein würden. Da er nicht weit von unserer Heimatstadt Roding entfernt im Bayerischen Wald sein Zuhause hatte, wurde er von Fredis Vater eingeschaltet. Dieser mobilisierte den Sohn des früheren griechischen Ministerpräsidenten Stefanopoulos, der ebenfalls Anwalt war. Von den feinen Herren der Botschaft hatte sich bis dahin aber noch immer keiner bei uns gemeldet. Mit dem Versprechen, dass für uns alles getan würde, verließ er uns und ließ ein riesiges Paket Hoffnung bei uns zurück.

Zwei Wochen später wurden wir nach Athen zurückverlegt, dort erhielten wir endlich unseren ersten Besuch von der Deutschen Botschaft. Wie wir später erfuhren, hatte Herr Höcherl dort riesigen Stunk gemacht. Nach unserer Freilassung besuchte ich ihn, um mich zu bedanken und da erzählte er mir die Story seines Aufbegehrens in der Botschaft.

Er stand in Athen eine halbe Stunde nach Öffnungszeit vor verschlossener Tür, auf den Gängen warteten etwa zwanzig Personen auf Einlass. Erst als er mit wuchtigen Faustschlägen gegen die Tür donnerte und er

seinen Namen nannte, wurde ihm geöffnet. Die Herrschaften saßen in Gruppen an Tischen, tranken Kaffee und lasen Zeitung und das zur normalen Arbeitszeit. Auf die Frage, warum man sich nach Wochen immer noch nicht um uns gekümmert hatte, meinten sie mit einem Achselzucken, der Anrufbeantworter sei kaputt gewesen. Dass man eine kaputte Maschine drei Wochen am Netz hängen lässt, ist mir echt ein Rätsel.

Leider hatten wir schon eine Rechtsanwältin eingeschaltet, der wir aber nichts zutrauten. Frau Malakata besuchte uns zwar des Öfteren, aber wir vermuteten, sie wollte nur die Anwaltskosten hochtreiben. Als Rechtsanwalt Stefanopoulos uns besuchte und uns die freudige Nachricht überbrachte, dass wir in einer Woche frei kämen, waren wir uns nicht sicher, sollten wir lachen oder sollten wir weinen vor Glück! Bei seinem nächsten Besuch aber entgleisten uns die Gesichtszüge, denn noch weitere sechs Wochen sollten wir in diesem Zuchthaus verbringen müssen. Der Grund waren Neuwahlen. Während dieser Zeit, vier Wochen vor und zwei Wochen nach der Wahl, durfte aus welchen Gründen auch immer niemand aus der Haft entlassen werden.

Nach zwei weiteren Wochen gelang es uns aber wenigstens, dass Fredi und ich in eine Zelle zusammengelegt wurden. Fredis Vater hatte ihm bei seinem Besuch Geld dagelassen und so konnten wir die Wärter bestechen. Bis zu diesem Zeitpunkt saß ich mit einem schwulen indischen Doppelmörder ein, der mir einmal an die Wäsche wollte. Als er merkte, dass auch ich zum Mörder werden kann, ließ er mich in Frieden. Fredi musste sich mit einem verrückten Tschechen die Zelle teilen, der sich für Adolf Hitler hielt und ihn mit seinen Parolen fast in den Wahnsinn getrieben hatte. Im Gefängnis durften wir zudem erfahren, was man im sonnigen Griechenland von uns Deutschen hielt: Wir bekamen grundsätzlich weniger und schlechteres Essen und man schikanierte uns im Zellentrakt. Man merkte, was sie in Wirklichkeit von uns Deutschen dachten, denn die Vergangenheit war dort immer noch wach. Agnes, die im Frauentrakt untergebracht war, ging es auch schlecht, sie musste sich mit abgestürzten Schlampe, Mörderinnen und Lesben herumschlagen.

In der Zeit, in der wir im Knast von Athen einsaßen, lernten wir auch etliche andere Deutsche kennen, die von der Botschaft, obwohl sie teil-

weise schon acht Monate im Knast saßen, noch nichts gehört oder gesehen hatten. Uns aber behandelte man plötzlich zuvorkommend, sie hatten auf einmal Angst und ein schlechtes Gewissen, denn von außen schien etwas in Gang geraten zu sein, was dem Ruf der Botschaft hätte schaden können. Nachdem mehr als drei Monate verstrichen waren, wurde endlich eine Revisionsverhandlung angesetzt, die aber nur eine Farce war, denn der Staatsanwalt sprach plötzlich mit den Worten eines Verteidigers. Mein Freund Dr. Max Fischer, damals Staatssekretär in der Bayerischen Staatsregierung, erschien höchstpersönlich mit 1.500 Unterschriften, die in Roding gesammelt worden waren, um für unsere Freilassung zu plädieren. Wie ich nun erfuhr, hatten sich auch der Europaabgeordnete Gerhard Schmid, der Ministerpräsident Dr. Franz Josef Strauß und der damalige Außenminister Hans-Dietrich Genscher für uns stark gemacht. Als sich das hohe Gericht zur Beratung zurückzog, eilte auch der Staatsanwalt in das Beratungszimmer. Ich sah darin etwas Positives.

Nachdem das Gericht den Sitzungssaal wieder betreten hatte, standen alle auf um den Richterspruch zu erwarten. Es blieb bei der ursprünglichen Strafe von zwanzig Monaten, allerdings dann zur Bewährung von sechs Monaten, was quasi einem Freispruch glich. Pfeifend entwich unser angehaltener Atem, wir waren unglaublich erleichtert. Der »Freispruch« klang aber eher nach einer Entschuldigung. Ohne die Hilfe unserer Parlamentarier hätten wir wohl unsere Strafe von zwanzig Monaten absitzen müssen.

Diese vielen negativen Erlebnisse, seien es nun die Krankenhausaufenthalte oder auch der Knast, sie machten mich immer vorsichtiger, aber auch zäher und verwegener. Schließlich gingen sie immer relativ glücklich aus. Ich glaubte so fest an mich, dass ich mir sicher war, auch in der ausweglosesten Situation immer noch eine Lösung zu finden. Aber ich wurde auch misstrauischer, was den Umgang mit meinen Mitmenschen betraf. Musste ich doch erfahren, dass viele meiner Rodinger Mitbürger, ja sogar Freunde, bei der Unterschriftenaktion ihr Signum verweigert hatten. Dabei ging mir erst ein Licht auf, was das Wort Neid überhaupt bedeutet. Vielen waren meine lockere Art und mein Lebensstil ein Dorn im Auge. Ich hatte noch nie einen Menschen betrogen, vermied Lügen und ein Ehrenwort war mir wirklich heilig. Dann musste ich hin-

tenrum erfahren, wieviele mir den Knast in Griechenland gönnten. Oft klagte ich mein Leid meiner Mutter und wieder gab sie mir einen weisen Spruch mit auf den Weg:

»Neid musst du dir verdienen, Mitleid bekommst du geschenkt.«

Menschen, die in meiner unfreiwilligen Abwesenheit falsches Zeugnis über mich abgelegt hatten, hätte ich danach oft gerne ins Gesicht gespuckt. Erst viele Jahre später bei meiner Weltumsegelung stellte ich fest, dass Neid eigentlich eine deutsche Krankheit ist. Die Zeiten, in denen ich mich in der Öffentlichkeit in Szene setzte, waren nun für mich endgültig vorbei. Ich zog mich vollkommen aus der Gesellschaft zurück und erkannte bald, dass man nicht viele Freunde haben muss. Ein paar davon reichen aus, um sich glücklich zu schätzen.

Meine Arbeiter in der Werkstatt hatten mich verlassen, nur mein Lehrling, den zwischenzeitlich mein Freund Heiner angestellt hatte, war mir noch geblieben. Sorgen um Arbeit brauchte ich mir aber nicht zu machen. In der Nacht, in der ich aus Griechenland zurückkam, legte mir Heiner ein Leistungsverzeichnis über den Neubau eines Einkaufszentrums in Regensburg vor, das mir den Atem stocken ließ. Die ganze Nacht, mit keiner Minute Schlaf auf der Backe, saßen wir über dem Angebot, denn der Abgabetermin war schon am nächsten Morgen um 10 Uhr. Ich brachte es pünktlich im Planungsbüro vorbei. Schon am darauffolgenden Tag bekam ich den Zuschlag für diesen gigantischen Auftrag, der mir nicht um drei Nummern zu groß erschien, sondern gleich um zehn.

Von November bis Mai arbeiteten wir uns fast zu Tode. In den sieben Monaten hatte ich mir nur über die Weihnachtsfeiertage zwei Tage freigenommen, ansonsten arbeitete ich sieben Tage die Woche und das bis zu achtzehn Stunden. Die meisten Firmen auf der Baustelle waren nach ein paar Monaten bereits mit Terminen in Verzug geraten, nur der Clemens nicht. Der Inhaber des Einkaufszentrums, der jeden Sonntag zur Baustelle kam, lobte mich vor der ganzen Versammlung bei der Einweihung.

Plötzlich hatte ich wieder Geld und konnte mit meiner Freundin einen Aktivurlaub auf den Malediven machen. Wir waren dort hauptsächlich wegen der traumhaft schönen Tauchgebiete, vertrieben uns die Zeit aber auch mit Wasserskifahren, Surfen oder einfach nur am Strand die Seele

baumeln lassen. Da wir den 11. November 1982 hatten, wusste ich, dass um 11:11 Uhr deutscher Zeit die Prinzenintronisation in Roding stattfinden sollte. Aus Spaß heraus feuerte ich Liane an, am Strand doch schon mal das herrschaftliche Gehen einzuüben. Sie stutzte plötzlich und starrte mich an: »Du willst doch nicht sagen, dass wir das nächste Prinzenpaar sind?!« Ich genoss noch ein paar Stunden ihre entsetzte Verblüfftheit, klärte sie aber dann über meinen Spaß auf.

Als wir einige Tage später wieder in unser Heimat waren, erfuhr ich, dass der Prinzessinvater kurz nach der Intronisation verstarb. Und so kam es, dass ich am ersten Arbeitstag nach meinem Urlaub morgens gegen 8 Uhr Besuch vom Faschingspräsidenten Jupp Brantl mit Komitee erhielt. Die Delegation schilderte mir ihre Notlage, da die amtierende Prinzessin aufgrund des Trauerfalls nicht am Faschingsgeschehen teilhaben konnte und der folgende Fasching somit auszufallen drohte. Auch die bisherigen Investitionen für das närrische Treiben dieser Saison waren so hoch, dass die Faschingsgesellschaft in den Bankrott getrieben werden könnte, sollte sich nicht eine Notlösung in der kurzen Zeit finden.

»Gang, du bist der Einzige, der uns aus der Patsche helfen kann, weil du mit Liane schon eingetanzst bist und früher so viele Tanzturniere bestritten hast«, flehten sie mich schon fast an.

Da meine Freunde Jupp Brandl und Hannelore Bergfeld die Hauptinitiatoren des Faschingsgeschehens waren und schon so viel an Vorleistung erbracht hatten, konnte ich sie nicht hängen lassen. Ich bat um kurze Bedenkzeit, um mit Liane zu sprechen. Wie es also so kommen musste, waren wir das Prinzenpaar der Faschingssaison 1983. Da nur gut vier Wochen Zeit bis zum Hof- und Bürgerball Anfang Januar waren, mussten wir fast täglich bis spät nachts trainieren. Zur Belohnung für unsere harte Arbeit wurden wir bei jedem unserer über vierzig Auftritte mit tosendem Beifall belohnt.

Noch im selben Jahr flog ich mit Liane nach Lanzarote zum Baden und Drachenfliegen. Als ich an einer 500 Meter hohen Steilklippe meinen Gleiter auspackte, herrschte schon Missstimmung, da ich gegen unsere Abmachung verstieß und nicht mit ihr zum Baden gehen wollte. Liane war grantig, weil ich schon den zweiten Tag hintereinander fliegen wollte. Aber das Fliegen an Steilklippen reizt mich einfach total! Neben einer

keifenden Frau Ruhe und Konzentration für den anstehenden Flug zu bewahren, ist dann schon eine Kunst. Aber die Strafe dafür sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Allen Sicherheitsschwüren zum Trotz, packte ich meinen aufgebauten Vogel und stürzte mich mit einem närrisch grinsenden »Leck mich!« über die Felskante. Mich durchschoss ein Todesschreck, den ich schon kannte.

»Wieder nicht eingehängt«, ging es durch meine weiche Birne.

Blitzschnell ließ ich das Trapez los und konzentrierte mich auf den Aufprall, der mich nach 20 Metern freiem Fall wie der Hufschlag eines Pferdes traf. Dieses Mal aber knallte ich auf harten Fels und blieb auf einer Felsnase bewusstlos liegen. Mit Kopf und Beinen hing ich über dem Abgrund, der 500 Meter fast senkrecht in die Tiefe führte. Die hysterischen Schreie meiner Freundin hörte ich nicht mehr.

Als sich bei mir nichts rührte, versuchte sie im nahegelegenen Kloster Hilfe zu holen, aber vergeblich aufgrund von Verständigungsschwierigkeiten. Als sie nach 40 Minuten zurückkam, begann sich mein zerschundener Körper gerade zu rühren. Sie nahm all ihren Mut zusammen und kletterte zu mir schreiend herab. Langsam konnte ich ihre Rufe wahrnehmen, ich sollte mich nicht bewegen, da ich über dem Abgrund hing. Mit Lianes Hilfe drehte ich mich auf den Rücken aus der Gefahrenzone, konnte aber den rechten Arm und Fuß nicht bewegen. Ich weiß nicht wie wir es geschafft haben die steile Felswand hinaufzuklettern, aber ohne die Hilfe meiner Freundin hätte ich nicht die geringste Chance gehabt.

Ich lag aus vielen Wunden blutend am Abgrund und Liane holte den Wagen, einen Fiat Panda, zur Absturzstelle herunter. Ich vermutete, Fuß und Arm waren gebrochen, trotzdem schaffte ich es, mich auf den Beifahrersitz zu ziehen. Mein Hasi war total fertig und ich musste ihr beruhigend zureden. Als aber bergauf die Räder des Frontantriebes in der Vulkanasche durchdrehten, war sie einem Zusammenbruch nahe. Tröstend nahm ich sie in meinen gesunden Arm und redete ihr gut zu. Als sie wieder zu sich fand, bediente sie Kupplung und Gas und ich steuerte rückwärts das Auto zwischen den Findlingen zum Bergkamm hinauf. Nun konnte sie selbst fahren und ich wies ihr den Weg zurück nach Arcieve. Immer wieder wurde ihr zierlicher Körper von Schluchzern geschüttelt. Als wir zum Eingang des Krankenhauses einbogen, zeichnete

ich das Gesegnete, ich begab mich in die Obhut der Bewusstlosigkeit.

Am nächsten Tag erwachte ich mit wunderschönen Gipsbandagen. Liane brachte mich später auf mein Drängen hin zurück in unser Hotel. Scherzhaft nahm ich sie auf den Arm mit den Worten

»sigst Schatzl, jetzt hast mi fia längere Zeit, die Fliegerei ist gestrichen!«

Die Diagnose vom Krankenhaus: Arm angebrochen, kein Problem, der Fuß aber war total zersplittert, den konnten sie dort nicht behandeln.

»Ist halt wieder ein Fall für unseren Chefarzt im Rodinger Krankenhaus, der kennt mich jetzt schon besser wie der Pfarrer seine Bibel.«

Obwohl ich beim ADAC versichert war, vergaß ich, dass ich einen Rücktransport hätte beanspruchen können. Und so wartete ich drei Tage auf einen Platz im Touristikbomber, der mich zurück nach Deutschland brachte. Langsam reichte es mir, war ich plötzlich nur noch vom Pech verfolgt?

In der Zeit im Rodinger Krankenhaus, in der ich mich sehr viel mit Fernsehen und Lesen beschäftigt hatte, entfernte ich mich noch mehr von der Zivilisationsrealität. Ich hatte die Schnauze voll vom Boulevardgeschnatter, was nur für Gelandeweilte interessant sein kann, wie Fettabsaugung elefantöser Frauenschlenkel oder Brustvergrößerungen vorher und nachher. Oder journalistische Höhepunkte um eine Brustverkleinerung, wo hemmungslos über zwei Drittel des Beitrages die riesigen Brüste eines unglücklichen Mädchens gezeigt werden, das sowieso schon von allen Männern angegeifert wird. Wen interessiert denn dieser Scheiß?

Nachdem unser Krankenhausboss beste Arbeit an mir geleistet hatte, humpelte ich schon wieder mit Gips am Fuß in der Werkstatt umher. Den Bau meines Schiffes trieb ich auch wieder intensiver voran. Aber es war unvorstellbar, wie viele Arbeitsstunden ich noch in diese Kiste stecken sollte. Die Leute in und um Roding glaubten nicht mehr daran, dass es jemals fertig werden würde. Und ich selbst hatte nach acht Jahren Bauzeit auch bereits Zweifel. Walter Lippmann sagte:

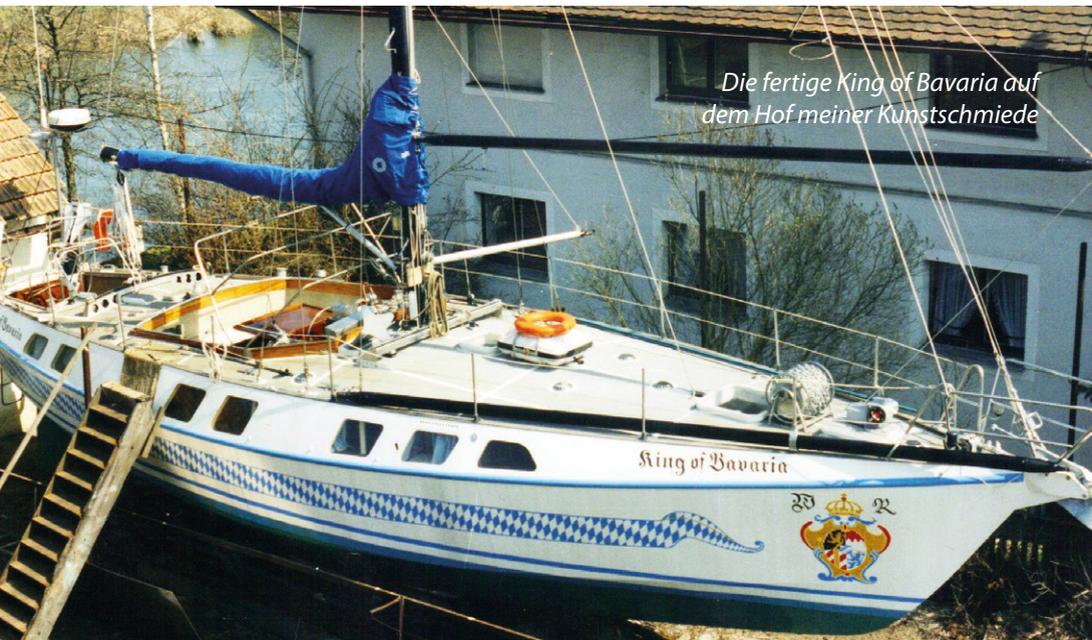
»Wo alle gleich denken, denkt keiner sehr viel.« Und so vergingen die nächsten Jahre in meinem gewohnten Rhythmus mit härtester Arbeit in der Werkstatt und an meinem Schiff sowie vielseitigen, sportlichen Freizeitbeschäftigungen.

KAPITEL 1

1986 ließ ich mich noch einmal breitschlagen, die Prinzengarde mitzutrainieren und auch selbst mitzuwirken. Wenn man dann die großartigen Erfolge sieht, macht es einem doch ein bisschen Spaß, einer solchen Truppe anzugehören. Schließlich hatten wir beim europäischen Gardetreffen in der Münchner Olympiahalle schon einmal den ersten Platz belegt. Als dieser Fasching dann zu Ende war, hatte ich eine neue Freundin, Renate aus meiner Prinzengarde, die mich später bei der Weltumsegelung begleiten sollte.

Im Juni 1987 hatte ich beim Bayerischen Rundfunk einen Fernsehauftritt in der Sendung »Sag die Wahrheit« mit Moderator Gerd Rubenbauer. Das Rateteam bestand aus Thomas Gottschalk, Günther Jauch, Fritz Egner und einer Wasserstoffblondine, deren Namen ich vergessen habe. Sie war aber auch die Einzige, die mich als künftigen Weltumsegler erraten hatte. Ihre Begründung waren meine großen Hände. Hervorragende Intuition! Spätestens dann war allen klar: Der Gangerl segelt im kommenden Jahr los. In allen Kneipen und Bars wurde gerätselt, wie mein Schiff wohl heißen würde, für mich stand das aber schon längst fest: Ein dreiköpfiger Drache sollte am Bug Feuer zum Heck spucken und in den Flammen sollte der Name »Hydra« zu lesen sein.

In unserem kulturtreuen König-Ludwig-Patrioten-Club erzeugte ich mit dieser Idee allerdings nicht gerade Begeisterungsstürme. Als echt bayerischer Königstreuer hätte ich schließlich auch die Nationalfarben Weiß



Die fertige King of Bavaria auf dem Hof meiner Kunstschmiede

und Blau der Welt zu offenbaren. Zur Einsicht gekommen lackierte ich das Schiff weiß, vom Bug bis zum Heck mit weißblauen Rauten verziert. Am Bug prangte schließlich das Wappen König Ludwigs des II. Es war eine Heidenarbeit, bis die Yacht ihr bayerisches Gewand hatte. Dazu gehörte schließlich auch ein, wie ich damals noch glaubte, angemessener Name: *King of Bavaria*. Dieser bayerische Spleen sollte mich rund um die Welt mit meinen Deutschen Mitbürgern noch zur Verzweiflung treiben.

Wohnung, Auto und Kunstschmiede wurden verscherbelt und am 15. Mai 1988 stieg die große Einweihungsfeier mit Freibier und Weißwürsten. Hunderte Schaulustige kamen, um zu sehen, was der Gangerl in den Jahren so getrieben hatte. Staatssekretär Dr. Max Fischer, der Vorsitzende des Segelclubs, Landrat Ernst Girmindl und Bürgermeister Eduard Bäumel hielten Ansprachen und anschließend erhielt die Yacht den kirchlichen Segen vom evangelischen Pfarrer. Der Bürgermeister fungierte als Taufpate und schmetterte eine Flasche Moët Chandon gegen den Rumpf. Dann war die Menge nicht mehr zu halten, jeder wollte mein Werk besichtigen. Spätestens da war Vielen klar, warum sich der Bau so lange hingezogen hatte. Im Alleingang hatte ich nämlich den ganzen Rumpf geschweißt und die Innenausbauten aus feinstem Mahagoniholz gestaltet. Ausgerüstet war die Yacht mit zwei Dieselmotoren vom Typ Mercedes OM 615, UKW- und KW-Funk, Wetterkartenschreiber, Radar, Satnav und einem Tauchkompressor mit Equipment für acht Taucher an Bord.

Drei Tage nach der Einweihung rückte die Rodinger Feuerwehr an und legte mit der hydraulischen Leiter den Mast um. Schon tags darauf hievte ein Kran das 18 Tonnen schwere Schiff auf einen Bock, damit der Kiel gestrahlt und gestrichen werden konnte. Als mein Prachtstück anschließend auf einen Tieflader verfrachtet wurde, nahm es Abschied von Roding-Mitterdorf, wo es zwölf Jahre lang vor meiner kleinen Werkstatt bis zu seiner Fertigstellung ausgeharrt hatte. Für Viele gehörte es schon fast zum Stadtbild.

Unter Polizeibegleitung suchte sich der überbreite Schwertransport einen brückenlosen Weg über Schleichpfade nach Regensburg an die Donau. Der Weg war gesäumt von Schaulustigen, die kaum begreifen

mochten, was sich vor ihren Augen abspielte. 20 Meter lang war der ganze Transporter, 4 Meter breit und 5,5 Meter hoch. Langsam aber sicher schlich das Ungetüm seinem Ziel entgegen. Unterwegs mussten zahlreiche Strom- und Telefonleitungen abmontiert werden. Für die 70 Kilometer lange Strecke benötigte der Transporter sieben Stunden.

Im Hafen der Domstadt Regensburg stand bereits der 90-Tonnen-Kran bereit. Ich beobachtete mit klopfendem Herzen und schweißnassen Händen die Wasserung meines Schiffes. Ich glaube, jeder Zuschauer konnte den Stein hören, der mir vom Herzen fiel, als sich die Kette lockerte und mein Schiff endlich schwamm. Alles war dicht, nur die Wasserlinie am Bug stimmte nicht. Herr Reinke hatte es sich mit der Anleitung zu einfach gemacht und erklärte, dass eine Yacht in Stahlbauweise 12 Zentimeter tiefer schwimmen würde, als eine aus Aluminium. Bei der *King of Bavaria* lag die Wasserlinie am Bug um 20 Zentimeter tiefer.

Das Hafenamt Regensburg, welches mir in jeder Hinsicht behilflich war, teilte mir im alten Westhafen einen Liegeplatz zu. Drei Wochen war ich nun noch damit beschäftigt, kleine Änderungen am Schiff vorzunehmen und es für die große Reise vorzubereiten. Gänzlich ungelegen kamen dabei die ständigen Besucher, die mir und meinen Helfern wertvolle Zeit raubten und oft ihren unqualifizierten Senf dazugaben.

Im Osthafen setzte ich die Yacht schließlich nochmal aufs Trockene, um die Wasserlinie zu korrigieren. Plötzlich fiel einem schlauen Herrn vom Wasserwirtschaftsamt die Frage ein, wie schwer denn mein Schiff sei. Ich antwortete Wahrheitsgemäß »keine Ahnung«, wollte mich aber bei Herrn Reinke erkundigen. Mit Schrecken stellte sich heraus, dass ich für die Überführung zum Donaudelta in Rumänien für mein 18 Tonnen Schiff ein Berufsschifferpatent benötigte. Kurzerhand ließ ich mir von Herrn Reinke bestätigen, dass ich die Yacht in Aluminium gebaut hätte und sie so nur 11,5 Tonnen schwer sei. Sofort waren alle Probleme beseitigt und es konnte losgehen. Spitzfindige Beamte muss man schon manchmal mit einem lächelnden Auge über den Tisch ziehen. So manche Probleme wurden zwecks des Tiefgangs der Yacht noch erhoben, aber die lösten sich von selbst, als der Donauspiegel wegen heftiger Regenfälle um 50 Zentimeter anstieg.

Endlich war es soweit: Der 15. Juni 1988 war angebrochen, der Tag unserer geplanten Abreise. Die Sonne strahlte mit ihrem schönsten Lächeln vom Himmel. Der Hafen war voller Schaulustiger, auch Presse und Regionalfernsehen erwiesen uns die Ehre. An Bord tummelten sich einige Verwandte und Bekannte, die Renate und mir den Abschied erleichtern wollten, indem sie uns eine Strecke weit auf der Donau begleiten. Ich startete den Motor, nahm meine Gitarre zur Hand und schmetterte aus voller Kehle den Song von STS:

»Und irgendwann bin i dann dort, lass olles lieg'n und steh'n, geh' vo dahoam für immer fuart, darauf gib i dia mei Wort.«

Mir war klar dass ich längere Zeit nicht heimkommen würde, wenn überhaupt. Ich hatte kein Refugium zurückgelassen, in das zurück ich hätte flüchten können. Ich bin ausgestiegen, zumindest für längere Zeit. Mein eigenes Universum war nun die *King of Bavaria*, die mich zu neuen Horizonten bringen sollte. Ich verkaufte all meine Besitztümer und machte das Abenteuer zu meinem Lebenswerk. Die Ferne machte mich süchtig und ein alternatives Leben begann.

Damals ahnte ich noch nicht, dass ich auch über 30 Jahre später noch um die Welt kurven würde.